

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 29. September 1821.

117

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Friedensfeyer zu Nürnberg.

Furchtbar hatte durch dreißig Jahre fast in allen Gegenden Deutschlands der Verheerungskrieg getobt, als ihm endlich im Jahre 1650 mit dem Nürnbergerfrieden das Ziel gesetzt wurde. Die Hoffnung auf frohere Tage gab dieser Friedensfeyer viel Glanz und Jubel, und später auch den Stoff zu mannigfachen Beschreibungen, von denen eine vor mir liegt, die sich mit freudig schwaghaftem Titel also ankündigt:

„Geburstag des Friedens, oder rein Neimteutsche Vorbildung, wie der großmächtigste Kriegs- und Sieges-Herst Mars auf dem längstbedrängten und höchstbezwängten Teutschland seinen Abzug genommen, mit Trummeln, Pfeiffen, Trompeten, Heerpaucken, Musqueten- und Stücken-Salven begleitet, hingegen die mit vielmalhunderttausend feurigen Seuffzern gewünschte und nunmehr erbetene goldguldene Frene, mit Zincken, Posaunen, Flöten, Geigen, Dulcinen, Orgeln, Anziehungen der Glocken, Feyerträgen, Freudenmalen, Feuerwerken, Geldausstheilungen und andern Dankschuldigkeiten begierigst eingeholet und angenommen worden, — entworfen von Johann Klaj, der Hoch. Gottes Lehr ergeben und Gekr. Kaiserl. Poeten. Nürnberg. In Verlegung Wolfgang Endters, 1650.“ in 4.

An diesem festlichen Tage ward auch der Kleinen nicht vergessen. Tausend der jüngsten Bürgerkinder der kunstfleißigen Stadt ritten auf Steckenpferden vor der Wohnung des Herzogs Amalfi auf, wie es einige hundert Jahre früher während Kaiser Friedrich IV. (III) Anwesenheit ebenfalls der Fall war, und jedem derselben reichte man eine viereckige Denkmünze von Silber:

Das Münzgepräge bringt dem Kaiser einen Gruß,  
(Vivat Ferdinandus III. Romanorum Imperator Vivat).

Dann einen Knaben zeigt, der reit und geht zu Fuß.  
(Um ihn sehen die Worte: „Frieden Gedachtnus in Nurnberg, 1650.“)

Wir wollen die Lust der Kleinen uns von dem gemüthlichen Klaj selbst berichten lassen:

Ausstheilung der Friedensschilling.  
Damit die Kinder auch des Friedens möchten denken,  
hat man, die friedlich sind, beschenkt mit Geld-Geschenken,

Das unvergessen bleibt. Wir Großen gehen bald  
 Zum großen Haufen hin; bey'n Alten wird bald alt,  
 Was jüngsten ist geschehen, — ein minder Jahr erzählet,  
 Was klein ist, minder klein. Kein Kind etwas verhehlet,  
 Es breitet es nur aus; es sagt's vom zehnten Jahr,  
 Bis ihm das Alterthum bereifet Bart und Haar.  
 Als Kaiser Friedrich hier der Kinder Meng' vernommen \*),  
 Hat er aus Unbefehl die lassen vor sich kommen,  
 Die nur zweimal fünf Jahr; sobald dieß kund gemacht,  
 Wird Jung, Alt, Klein und Groß in große Freude bracht.  
 Die Kindermütter Lust, die Kinder Freude haben —  
 Die durch der Mütter Schmuck wie Himmels-Edelknaben  
 In weißen Kleidern gehn; die Locken sind gekräußt,  
 Die Scheitel, die gekämmt, ein Blumenkranz umschleußt;  
 Die Muscheltöchter-Zier der Perlen sie bezieret,  
 Nicht minder Kettengold, sie werden abgeführt  
 In das Schloßwinger-Grün, der Kaiser sieht die Blüh'  
 Der edlen Teutschen Frucht. Ist eine Blume früh  
 Buntfarbig, wohlgestalt, was wird zu Mittag werden,  
 Wann sich der Kopf aufthut? So war die Zier der Erden,  
 Der jungen Kinder Wuchs; je kleiner auch ein Kind,  
 Je größte Zuneigung sich gegen ihm find't,  
 Auch gar bey großen Herrn; das Zepter, Kron' und Thronen  
 Sich senken Erdenab, der Hoheit Würden schonen,  
 Wie Friedrich hier gethan, die Kinderjahr bedacht,  
 Mit kleiner Kindergab' sich dannoch groß gemacht. —  
 Dieß ist auch hier geschehn; Gott weiß von welcher Zungen  
 Ein Wort entsprungen war, — die Alten mit den Jungen  
 Die rufen hin und her: „Man theilet Schilling aus,  
 Wo Fürst Pielomni liegt in jenem schönen Haus!“  
 Die Pferde, die gepußt, ganz ungefüßet stehen,  
 Die Reiter reiten fort und doch zu Fuße gehen.  
 Nun wie der Reiter ist, so ist des Reiters Pferd:  
 Denn solcher Reitersmann ist solches Pferdes werth.  
 Der Reiter ist ein Kind, das Pferd ein langer Stecken,  
 Das soll ein Rappe seyn dieß hier, und jens ein Schecken,  
 Das ein Podolisch Ross. Die junge Reiteren  
 Reit't auf den Weinmarkt zu; sie rücket nun herbey,  
 Und wird vom Friedefürst \*\*), weil sie dem Fried' geholdet,  
 Mit neuem Friedensgeld begnadet und besoldet:  
 Das Münzgepräge bringt dem Kaiser einen Gruff,  
 Dann einen Knaben zeigt, der reit't und geht zu Fuß! —  
 Wie nun die Kinder noch den dritten Friedrich singen,  
 So wird's dem Ferdinand dem dritten auch erklingen;  
 Der Kinder Jung und Mund und seine milde Hand  
 Wird seyn bey Kindeskind auf Kindeskind bekannt.

Haben die neuesten Tage wohl viele Feste als die ihren zu nennen, welche das reine Gefühl so wohlthuend in Anspruch nehmen, wie die hier bezeichnete

\*) Hoc, praeter reliquos, observavit etiam Conradus Celtes, cujus caput VII. de Norimberga evolvendum.

\*\*) Als J. F. G. Mildgebigkeit stadtkundig worden, findt auch Kinder, an derselben Theil zu suchen, bewogen worden, deme zu folgen, von den gemeinen Bürger-Knaben über 1000 in der Anzahl sich versammelt, jedweder auf einem Steckenpferd zu Fuß, vor dero Einlager geritten, denen allen eine viereckigte Silbermünze aufgetheilt worden.

Kinderlust, von erlauchten Männern mit weisem Sinn als Beyhülfe benutzt zu geschichtlichen Überlieferungen der wichtigsten Ereignisse ihrer Zeit?

Julius Max Schottky.

## Die Moraiten.

(Nach A. L. Castellan lettres sur la Morée et les îles de Cérigo, Hydra et Zante.)

Der Peloponnes, diese Wiege der Heroen der Fabelwelt, die Bühne denkwürdiger Ereignisse, das Vaterland der herrlichsten Männer, hat Alles verloren, und nur das ist geblieben, was ihm der Mensch nicht rauben konnte. Dahin sind seine Denkmähler, Kunstgebilde, seine Städte und Heldengeschlechter, aber unvergänglich ist die Schönheit seines Klima's, die seltene Fruchtbarkeit seiner Gebirgslandschaften. Und so ist dieß Morea heute gewisser Maßen wieder dasselbe, was es zur Zeit der alten Heroenwelt war; seine Bewohner sind fast wieder so wild und unwissend, wie damahls, und der Boden ist durch lange Versäumung eben so jungfräulich geworden.

Hohe Waldungen beschatten die vielen Berge und die zahlreichen Quellen; die Ebenen grünen von Kräutern, Getreidehalmen und Gesträuchen; die Ufer des Meeres prangen mit Ohibäumen, schöner als die an Italiens Küsten; Orangen und Zitronen blühen wild in mahlerischen Gruppen und verschönern die Einöden.

Einst war die Bevölkerung dieser reizenden Halbinsel so groß, daß ganze Kolonien auswanderten, welche die benachbarten Inseln, die Küsten Italiens und Siziliens mit neuem Leben erfüllten. Auch jetzt noch wandern die Moraiten aus, aber nur um ein Vaterland zu fliehen, das ihnen verhaßt gemacht ist. Ihre Städte, ohne Handel, ohne Industrie, ohne Schutz und Recht, fallen in Trümmer; das Land gleicht einer Wildniß, nur von umherirrenden Hirten und ihren Heerden bewohnt, die keine feste Wohnung haben.

Diese Hirten Morea's sind noch gerade so, wie sie Theokrit in den Idyllen mahlt, oder wie wir sie in griechischen Vasreliefs sehen. Sie haben das antike Kostüm in seiner ersten Einfachheit behalten; die Milde des Klima's gestattet die halbe Bekleidung; ein einfaches Baumwollkleid (das chiton der Alten), das bis an's Knie reicht, und mit einem Gürtel um den Leib gebunden ist, macht die ganze Bedeckung aus. Die höheren Gebirgsbewohner tragen, statt der Baumwolle, Lämmerfelle. Ein weißes, um den Kopf geschlagenes Tuch schirmt sie gegen die Sonne, ein Stück mit Riemen befestigtes Leder bedeckt ihren Fuß.

Die Berghöhlen und unzugänglichen Grotten sind die Wohnungen der moraitischen Hirten, wo sie mit ihren Heerden übernachten, und die sie mit einem kunstlosen Hag von Reisern oder mit aufgehäuften Steinen verschließen, daß die Schafe nicht davon laufen. Matten aus Palmblättern geflochten, Decken von Ziegenhaar sind ihr Bett, irdene Gefäße zur Bereitung der Nahrung, hölzernes Geschirr zum Einsammeln der Milch und kleine Körbe für die Käse, das ganze Hausgeräth.

Dieses einsame, höchst frugale und freye Leben hat für die Moraiten den größten Reiz. Sie sind arm und roh, aber glücklich. Man hat Mühe sich zu bereden, daß so in der Nähe der kultivirten Welt noch Menschen,

ja Völkerschaften, ganz im Geist und in der rohen Einfalt einer patriarchalischen Vorwelt wohnen.

Der den späten Enteln immerdar heilige Boden, auf welchem einst Arkadien und Korinth, Lazedämon und Messene blühten, bedarf nur einer weisen Regierung, um wieder eines der schönsten, reichsten Länder der Welt zu werden. Kein Jahrhundert würde verfließen, und der Peloponnes wäre die Niederlage und der Stapelplatz des levantischen Handels und herrschte wieder im Angesicht Aegyptens über die östliche Hälfte des Mittelmeeres. Jetzt sind die meisten Städte Ruinen und Zeugen barbarischer Kriege.

Die Stadt Koron, amphitheatralisch an ihrem prächtigen Golf hingelagert, wichtig durch ihre Lage am Eingang des Archipels und des adriatischen Meeres, zeigt noch Spuren vom Kriege von 1770.

Die grottenreiche Kette des taygetischen Gebirges steigt auf der anderen Seite des koronischen Golfs empor; ein Anblick wilder Größe, die höchsten Gipfel mit Schnee bedeckt und von Wolken umschwärmt. Dort ist die Zuflucht und die unbezwingbare Beste der Mainoten, der Entel des spartanischen Volkes. Am Fuße des Taygetes, eine halbe Stunde von Mistra, liegen die traurigen Reste Sparta's, zum Theil durch Erdschutt und Regen verschwemmt. Einige Spitzen alten Gemäuers und eine verfallene Wasserleitung ragen noch über der Erde hervor. Sogar der einst mächtige Eurotas schleicht heutigen Tages wie ein geringer Bach durch die Ebene.

Patras, die nördlichste Stadt der Halbinsel, am Eingange des Iepantischen Meerbusens, in der Nähe der jonischen Inseln, ist die bedeutendste von Morea. Sie hat gegen 30000 Einwohner. Zu den Produkten ihres Bodens gehören Korinthen, Wolle, Käse, Olivenöhl, gebrannte Wässer, Getreide, Gerste, Gummi Tragant, Seide, Korduan, Baumwolle u. s. w. Auch diese Stadt wird durch ein Schloß beherrscht, worin muselmännische Besatzung liegt.

„Wir reiseten,“ sagt unser Gewährsmann „an einem schönen Juny-Abend von Koron ab, um nach Philatrea, einem Städtchen am Fuße des arkadischen Gebirges, zu kommen. Es hatte den Tag geregnet; die Erde war erquickt; die Abendlüfte bewegten sanft das Haupt der Palmen und die schwebenden Schnüre von Weinlaub und Trauben, die von Baum zu Baum rankten, oder glitten wellenförmig über Dura's goldene Saaten, und über die erhabenen Stängel des Kalambröhl, einer Ährenfrucht, dem holcus spicatus nicht unähnlich.

Einzelne Landleute, von ihrem Tagewerk heimkehrend, kamen uns mit ihren zweyrädrigen, mit Kraut beladenen Karren entgegen. Diese Karren haben in ihrer Form und durch die vollen Räder, Ähnlichkeit mit den hetruskischen. Sie wurden von Ochsen gezogen, deren Haupt mit Palmenzweigen oder einer bogenförmig gekrümmten Ruthe geschmückt waren, von der Netze und Troddeln von Wolle herabhingen. Diese guten Leute grüßten uns freundlich, und riefen uns ihr Kalli-Spera und Kalli-Nikto (guten Abend! gute Nacht!) fröhlich zu.

In der Nacht zogen wir an *Modon*, dem *Metnone* der Alten, vorüber. Eben tönte von den hohen Minarets der Stundenruf der *Muezzetins* oder Wächter, welche Feuer und Licht zu bewahren mahnten. Durch die graue Dämmerung traten dunkel die hohen Stadthürme mit ihren Schießscharten hervor.

Beym Sonnenaufgang fürchteten wir uns in den Gebüsch und Waldungen verirrt zu haben, als wir glücklicher Weise ein Lager nomadischer *Moraiten* erblickten. Einige Hunde verwehrten uns den Eingang des umzäunten Lagers. Auf ihr Anschlagen erschienen die Hirten, deren Gastfreundschaft wir forderten. Sogleich sprang einer von ihnen davon und brachte einen betagten Mann herbey, der uns in italienischer Sprache begrüßte und einführte. Während wir das Lager durchwanderten, bereitete man uns ein Mittagsmahl, dieses bestand aus Kuchen von *Kalambrol*, Ziegenmilch und aus einer Ziege, die an einen Stecken gespießt, dessen Enden auf zwey Steinen ruhten, gebraten worden war. Früchte und frischer Käse machten den Nachtmahl.

Die Kraft unseres Weines machte den Alten heiter und zutraulich. Er hatte viele Reisen und Erfahrungen gemacht, und besonders während des russisch-türkischen Krieges i. J. 1770 harte Schicksale erduldet. Er erzählte uns die Ankunft der Eskadre des Grafen *Orlow* zu *Vitolo* an der Westküste von *Maina*, den Aufstand des Eingebornen, den Kampf gegen *Agi-Isman-Bei*, der mit einer Armee *Albaneser* und *Türken* herbeygeeilt war, und den unglücklichen Ausgang der Unternehmung.

Als der gastfreundliche *Morait* seine Erzählung geendet hatte, setzten wir unsere Reise nach *Navarin* fort. Umsonst hatten wir Bezahlung angeboten. Nur ein Musselintuch hatte er zum Andenken angenommen und vor unsern Augen um seine rothe Kappe gewunden. G. R. v. G\*\*\*.

## Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Fortsetzung.)

In dieser Hinsicht ist die andere Kopie von *Carl Schmidt* reiner gehalten und schöner gemahlt; auch hier ist das Kind gelungener als die *Maria*, doch darf man hier nicht so streng richten, da das Original selbst unvollendet ist, und es wahrscheinlich blieb, weil die edige und gesuchte Stellung der *Maria* gewiß *Raphaeln* selbst nicht befriedigte und der naiven Wendung des lieblichen Kindes nicht entsprach.

Ganz furchtbar schlecht ist die danebenhängende *Madonna* von *Grünler* erfunden und gemahlt. Mit wahren Schmerz sieht man diesen jungen Künstler, der als Miniaturmahler Hoffnungen gab, ganz untergehen im manierirten Wesen. Hier ist keine Spur von Styl, Natur, Zeichnung oder Kolorit mehr, alles verschwimmt im Nebeldunst affektirter Süßlichkeit. Nur durch strenges Studium nach der Antike und der Natur unter steter Leitung eines tüchtigen Lehrers wäre er noch zu retten.

Nicht ohne Wehmuth sieht man auch hier an einem ersten Versuch des jungen *Wilhelm von Kugelgen*, wie wenig der Geist und die Anmuth seines verewigten Vaters sich auf diesen Jüngling forterbten. Er wollte eine *Maria* darstellen, welche in einer Landschaft kniend mit dem *Jesu*kinde bethet. In der Art der Auffassung des Gegenstandes liegt wohl etwas Frommes, aber die Köpfe sind gemein, die ganz engen faltentosen Gewänder der *Maria* sind unmahlerisch, ihr Fuß ist häßlich. Es ist sehr störend, bey dieser Darstellung ein *Jesu*kind von dieser Größe ganz unbekleidet zu sehen. Nur der Ton des landschaftlichen Hintergrundes hat etwas Gefälliges. Weit schneller würden Schüler die Mißgriffe ihrer Darstellungen bemerken, wenn sie Gegenstände

aus dem wirklichen Leben wählten, wo nicht Schwärmercy, sondern Natur ihr Führer wäre. Einzig die technische Behandlung von dem Körper des Kindes ist an diesem Bildchen zu loben.

Recht zur Erholung von all diesen Marien trete ich in das Nebenzimmer, welches den Arbeiten der Kunstschule bey der königl. Akademie gewidmet ist. Unter diesen Leistungen der jüngern Zöglinge findet man dießmahl ungemein viel brave und erfreuliche Zeichnungen, doch vor allem fühle ich mich angezogen durch die trefflichen Bildhauerarbeiten des jungen Carl Mächtig, eines Schülers unsers braven Prof. Pettrich. Außerst edel und ausdrucksvoll ist der in Gyps geformte aufwärtsblickende Christuskopf, unaussprechlich reizend der kleine in Thon bossirte Amor; hier möchte man sagen, der geniale junge Künstler täuschte sich selbst, er glaubte einen Liebesgott zu bilden, es ist aber der Engel der kindlichsten Unschuld, welcher zufällig Amors Köcher fand und nun schüchtern einen Pfeil heraus zieht und nachsinnt, was mit dem Ding wohl anzufangen sey? Keines Gefühl für Schönheit und echtes Kunsttalent waltet hier; wie geübt dieser junge Künstler auch schon in der Bekämpfung des harten widerspännigen Stoffes ist, zeigt die trefflich in Stein gearbeitete Arabeske von Austerblättern und Blumen. An dem schönen Geiste, der jetzt in der Plastik waltet, erholt man sich von den wunderlichen Irrsätzen der Mahleren.

Unter den Landschaften, die im mittlern Saal aufgestellt sind, zeichnet sich besonders eine von Ernst Dyme erfundene und in Öhl gemahlte sehr vortheilhaft aus. Es ist ein Klosterhof; tiefe winterliche Abenddämmerung ruht auf den hohen gothischen Hallen, wir sehen die offene Kirche mit dem hellen Schein der geweihten Kerzen auf dem Hochaltar, ihre spitzgewölbten Fenster schimmern von innen heraus im friedlichen Glanz, während Schneegestöber und Winterreif sie von außen umweht; dürr und schmucklos ist die Natur, still gehen die Mönche zur Kirche. Mit echter Genialität betritt dieser junge Künstler die Bahn, welche Friedrich zuerst eröffnete; dieß sehr gelungene Gemälde berechtigt zu den höchsten Erwartungen.

Arnold führte wieder ein großes Altargemälde aus, es stellt die Marter des heiligen Bartholomäus vor und ist weit vorzüglicher und besser ausgeführt, als seine vorjährigen Arbeiten. Es ist Gefühl und Charakter in der Gestalt des an einen Pfahl gebundenen Märtyrers, und der kalte teuflische Hohn, womit der eine der Henkersknechte sein Messer mit zögernder Grausamkeit auf die Brust des Heiligen richtet, so daß man im Geist schon die grausamste der Martern ahnen kann, ohne sie in greller empörender Wirklichkeit zu sehen, ist sehr richtig ausgedrückt, eben so wie die rohe Schadenfreude des andern, der seine Füße noch fesselt. Recht wohlthuend ist bey dem ganzen Bild der Lichtstrahl und die Glorie, wo Engel sich mit Krone und Palmen tröstend zu dem Märtyrer neigen.

Zwey Öhlgemälde von Eggers aus Rom sind ganz im Geschmack der byzantinischen Schule und haben in ihrer Art wahres Verdienst; es ist das Köpfchen einer heiligen Katharina und ein Ecce Homo, beyde auf Zierrathen und Strahlen von Gold gemahlt in jenem dunkeln bräunlichen Kolorit, wie es bey den neugriechischen Gemälden üblich ist. Die Behandlung ist zart und fleißig. Sehr lieblich ist jenes kleine Öhlgemälde, eigene Erfindung von Kenner, Christus darstellend im Gespräch mit Martha und Maria. Die beyden Mädchen sind reizend dargestellt in schwesterlicher Ähnlichkeit und charakteristischer Verschiedenheit. Maria zu den Füßen des Heilandes sitzend, hängt schwärmerisch an seiner Rede, zarte Gewänder umhüllen die sinnige Jungfrau im mahlerischen Faltenwurf; leichtgeschürzt, mit dunkeln Gewand, im bloßen Arm den zierlichen Krug tragend, eilt die liebevoll geschäftige Martha herbey, eben so anmuthig in ihrem raschen Eifer, wie jene in ihrer stillen Andacht. Die Köpfe der um den Tisch sitzenden vier Apostel sind recht schön, weniger befriedigt die Gestalt des Heilandes. Möchte doch der talentvolle Künstler dieß Bildchen einst größer ausführen, ihm sind die Grazien hold, die jetzt ihre Gaben so selten spenden! — Wie sehr vermißt man sie bey jenem Öhlgemälde in Lebensgröße von Carl Peschel, Psyche darstellend, die einsam auf dem Felsen sitzt und zu welcher Zephyr aus den Wolken herabschaut. Hier ist alles gemahlt, nicht schlecht gerade, nicht ohne Schule, aber doch nur gemahlt,

wie es auf einem gewöhnlichen Theatervorhang auch seyn könnte, nicht gefühlt und gedacht!

Das große Gemälde von Aug. Schmidt, Abrahams Dankopfer darstellend für die Erhaltung des Sohnes, befriedigt auch wenig. Der Kopf des Greises ist das Beste daran, aber der Isaak ist doch gar zu schwach und ärmlich; neben dem mehr massiven als grandiosen, unermesslichen Mantel Abrahams erscheint er allzu kleinlich.

Unter den Porträts zeichnet sich das Bild seiner Schwester als Kniestück gemahlt von Theodor Demiani, Schüler des Professor Hartmann, sehr vorthailhaft aus. Das reine, zart jugendliche Kolorit ist vortreflich dargestellt, die Stellung ist edel und natürlich, es war sehr schwierig, das klare Blütenweiß der Arme und Hände auf dem ganz weißen Gewand gehörig herauszuheben, doch es gelang trefflich; der Faltenwurf ist sehr schön, die Nebendinge sogar, wie der über der Stuhllehne hängende grüne Shawl und das niedlich geflochtene Arbeitskörbchen, sind mit löblichem Fleiß behandelt, das Ganze hat Haltung, Lieblichkeit und Harmonie.

Von den übrigen Porträts werde ich bey meinem nächsten Besuche sprechen. Jetzt nur noch ein Paar Worte über einige Tableaux de Genre. Hofmahler Kehler aus Ballenstädt sendete uns wieder zwey Ölgemälde von seiner Erfindung, die von recht viel Gefühl und Talent zeigen, nur möge sich der wackere Künstler ernstlich hüten, nicht in das Harte, Bunte, Geschminkte zu gerathen, mit Schmerz bemerkt man besonders an seinem kranken Antiochus, bey dessen Lager Stratonice vorbeigeht, indem der Arzt seinen Puls befühlt, wie gefährlich ihm diese Klippe ist, hieran scheitert wahre Kunst gänzlich. Viel besser, aber doch nicht ganz frey von diesen Fehlern, ist sein größeres Gemälde: Kolumbus auf der Insel Guanahani landend, oder: die Entdeckung von Amerika. Die mittlere Gruppe der eben ans Land gestiegenen Europäer ist mit Geist und Gefühl geordnet; stolz und freudig schreitet Kolumbus voran, während der Priester die Kreuzesfahne pflanzt und manche Seefahrer entzückt den langentbehrten Boden küssen, andere dankbar fromm ihre Hände erheben. Recht brav sind die neugierig staunenden Wilden dargestellt, die sich seitwärts nähern, so wie die Landschaft mit ihren Alocstauden und Palmen sehr gut ist. Nur der Kolumbus selbst hat etwas Theater-Heidenmätziges, was man um des übrigen braven Bildes willen verändert wünschte.

Nach langer Zeit erfreut uns der in diesem Fach so geschickte Kersting wieder durch eines seiner Werke. Es stellt den Abschied des Kriegers von seiner Familie vor. Das Ganze ist weich, duftig und in schöner Luftperspektive gehalten, die bey solchen Darstellungen von so großer Wirkung ist. Mit verhülltem Antlitz sieht die thränenmüde Mutter am Tische, verweisend zeigt der Vater neben ihr auf die vor ihnen liegende Bibel, doch hat er selbst Mühe, die Zähren zu unterdrücken, sein Bruder steht betrachtend daneben; diese Gruppe ist sehr gut. Die Hauptgruppe in der Mitte bildet der Krieger, der in dunkler Uniform völlig reisefertig noch Abschied von der Gattinn nimmt, indem er mit der Rechten tröstend gen Himmel zeigt. Ich wünschte, diese Gestalt wäre schlanker und edler, besonders stört der kurze Hals; auch die Stellung der Gattinn ist nicht ausdrucksvoll genug, sie legt kosend Hand und Köpfchen auf sein Epaulet, seine linke Hand mit der ihren fassend, inniger umschlingt das liebende Weib den in Todesgefahr eilenden Gatten! Recht lieblich ist es aber, wie das kleine Töchterchen und der treue Hund sich noch wehmüthig bittend nahen, während im Hintergrund die Wärterinn das kleinste Kind fortträgt zu der einen Thüre hin und des Kriegers Diener den Mantelsack zur andern hinauszieht. Es ist Wahrheit und Leben in dem Ganzen, nur schade, daß gerade die beyden Hauptfiguren am meisten zu wünschen lassen; doch sind sie einfach und natürlich, dies versöhnt mit jedem Mangel.

(Die Fortsetzung in folgenden Blättern.)

### Schauspiel.

Theater an der Wien, den 18. d. zum ersten Mal: Die Grafen von Walmor, oder: Verbrechen aus Vaterliebe. Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Frederic.

Der alte Graf Walmor wurde von seinem Verwandten Ruttweel ermordet; beyden waren fast zu gleicher Zeit zwey Söhne geboren worden, und der Mörder, um dem

seinigen den Besitz der ihm entzogenen Güter zu verschaffen, machte den Anschlag, die Knaben mit einander zu vertauschen, so daß der Erbe des Erschlagenen entfernt, und sein eigner Sohn unter dem Nahmen Eduard von Walmor, dessen Vormundschaft Ruttweel übernimmt, erzogen würde. Oldmann, ein alter Hausoffiziant, der, um den Sohn seines unglücklichen Herrn zu retten, die Ausführung des schändlichen Plans übernimmt, täuscht ihn aber, indem er während seiner Abwesenheit den rechtmäßigen Nachfolger unterschiebt. Ruttweel sendet in der Folge den Andern, ohne zu ahnen, daß es sein Kind ist, unter dem Nahmen Theobald, in die dem Schlosse nah gelegenen Bergwerke, wo er zu den härtesten Arbeiten bestimmt, unter grausamen Mißhandlungen ein qualvolles Leben führt und endlich die Flucht ergreift, um sich über das Meer zu retten. Unterwegs gelingt es ihm, dem jungen Grafen, der mit seinem Pferd von einem jähen Abhang in die Fluthen stürzt, das Leben zu erhalten, folgt ihm nach dem Schlosse und wird von ihm in Freiheit gesetzt. Eduard liebt die Tochter Oldmanns, und Ruttweel, der das Verhältniß zerstören will, sucht jene Beyden zu entfernen; seine Lage wird dadurch bedenklicher, und die Gefahr, von dem Mitwissenden verrathen zu werden, zeigt sich immer drohender. Außerdem hat der Aufseher in den Bergwerken durch zufälliges Lauschen die beabsichtigte Verwechslung, aber nicht den wahren Bestand der Dinge erfahren. Plötzlich wird Theobald überfallen und auf ein Schiff gebracht, um dort den Untergang zu finden. Zwischen Eduard, dem nun der Mörder seines Vaters bekannt geworden ist, und Ruttweel kommt es endlich zu einer Erklärung, worin dieser, zwischen Vaterliebe und Verzweiflung kämpfend, die wahre Triebfeder seines Verbrechens enthüllt, und den vermeintlichen Sohn, für den er diesen Fluch auf sein Gewissen lud, zur Rache auffordert. In dem Augenblick, da der erschütterte Jüngling sich in seine Arme wirft und ihm verzeiht, erscheint Oldmann mit der Nachricht, daß Theobald sein wahrer Sohn, und Eduard der rechtmäßige Erbe des Grafen Walmor ist. Von Entsetzen ergriffen, stürzt Ruttweel fort, sich selbst der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern; zu gleicher Zeit kehrt auch Theobald zurück, der seiner schrecklichen Bestimmung wunderbar entronnen ist, indem die Barke scheiterte, worauf er sich befand, und wird belohnt für unverdiente Leiden.

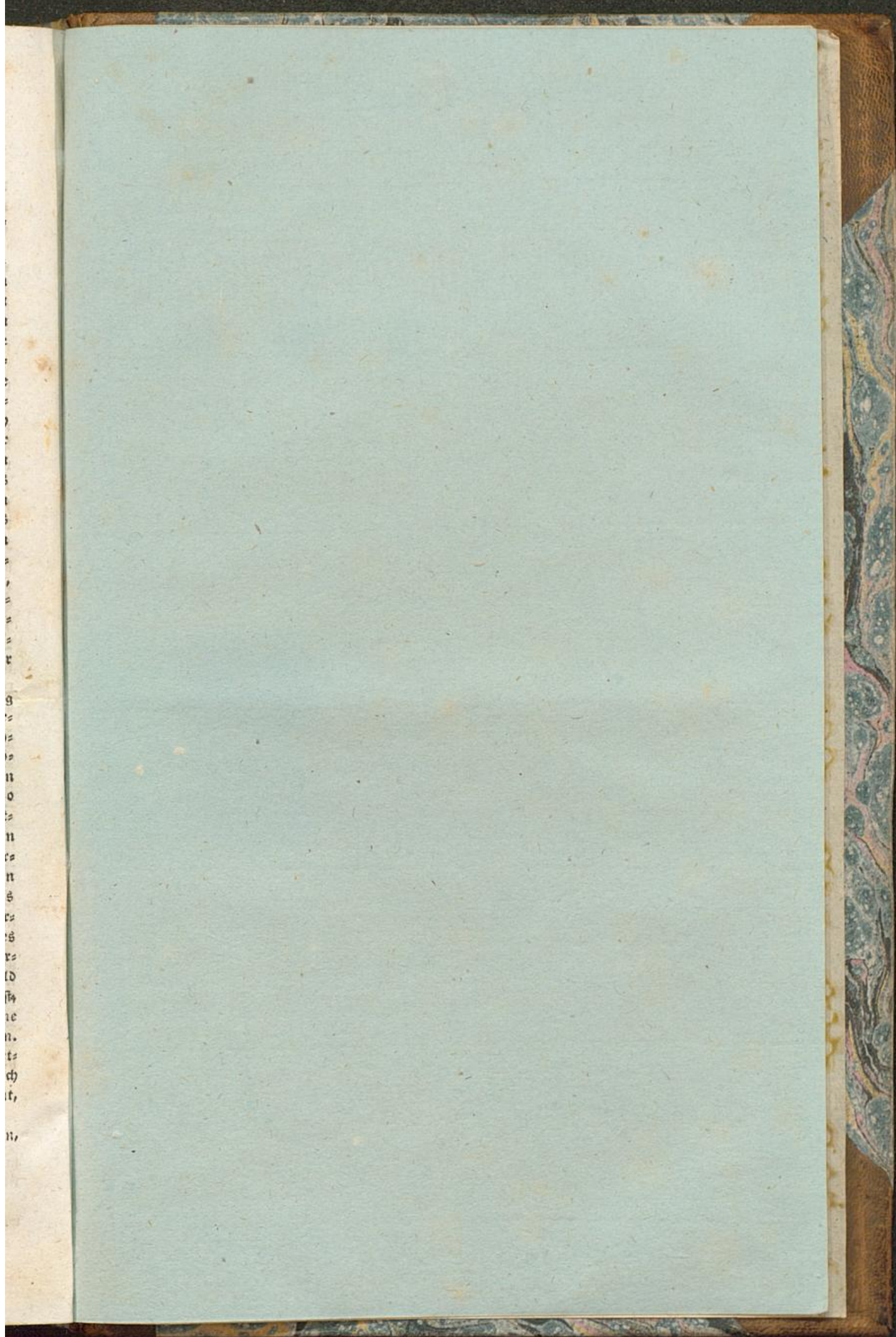
In der Anlage unterscheidet sich diese Rettungskomödie von andern ihrer Gattung dadurch, daß die Hand der Nemesis furchtbar in die Handlung greift. Der Vater überliefert seinen eigenen Sohn, um dessen willen er zum Mörder ward und einen zweiten Mord beschließt, den grausamsten Martern, selbst dem Tode; ganz gegen seine Absicht erhält er aber dem Sohne des Erschlagenen Leben und Güter, die er ihm rauben wollte, und erzieht ihn zum Nachfolger und Rächer seines unglücklichen Vaters. So weit läßt sich die Sache ziemlich ernsthaft an; allein in der Verwicklung und Entwicklung hat die zürnende Nemesis, der ebenfalls, wie es scheint, wider ihren Willen die Leitung der Begebenheiten aufgebürdet wurde, ermüdet von der undankbaren Arbeit, ihr Werk dem Zufall überlassen, der nun mit weiterläunischer Willkühr darin hanthiert, Alles durch einander wirft, Tragisches und Komisches, wovon Eins das Andere vernichtet, und die kleinlichsten Mittel anwendet, um eine große Wirkung hervor zu bringen, die im Keime schon erstickt wird. Selbst die entscheidende Scene des dritten Aufzugs, wo Ruttweel das Auserste anwendet, um Eduards Mitleid und Verzeihung zu gewinnen, spannt zwar die Aufmerksamkeit im Anfang, läßt sie jedoch bald wieder in Erschlaffung sinken, weil man mit den Verhältnissen beyder schon bekannt ist, und dieser in Bärtlichkeit sich krümmende Verbrecher, in dessen Herzen die Natur eine so verdrehte Sprache redet, uns von seiner Vaterliebe nicht wohl überzeugen kann. So wird diesem verhängnißvollen Drama nicht einmahl das Glück gewöhnlicher Rettungskomödien zu Theil; nicht aber dem dramatischen Rettungswesen läßt sich eigentlich die Schuld beymessen, sondern vielmehr dem Schicksal, das sich darein verwickelt hat, und mit dem nun einmahl kein Prozeß zu führen ist.

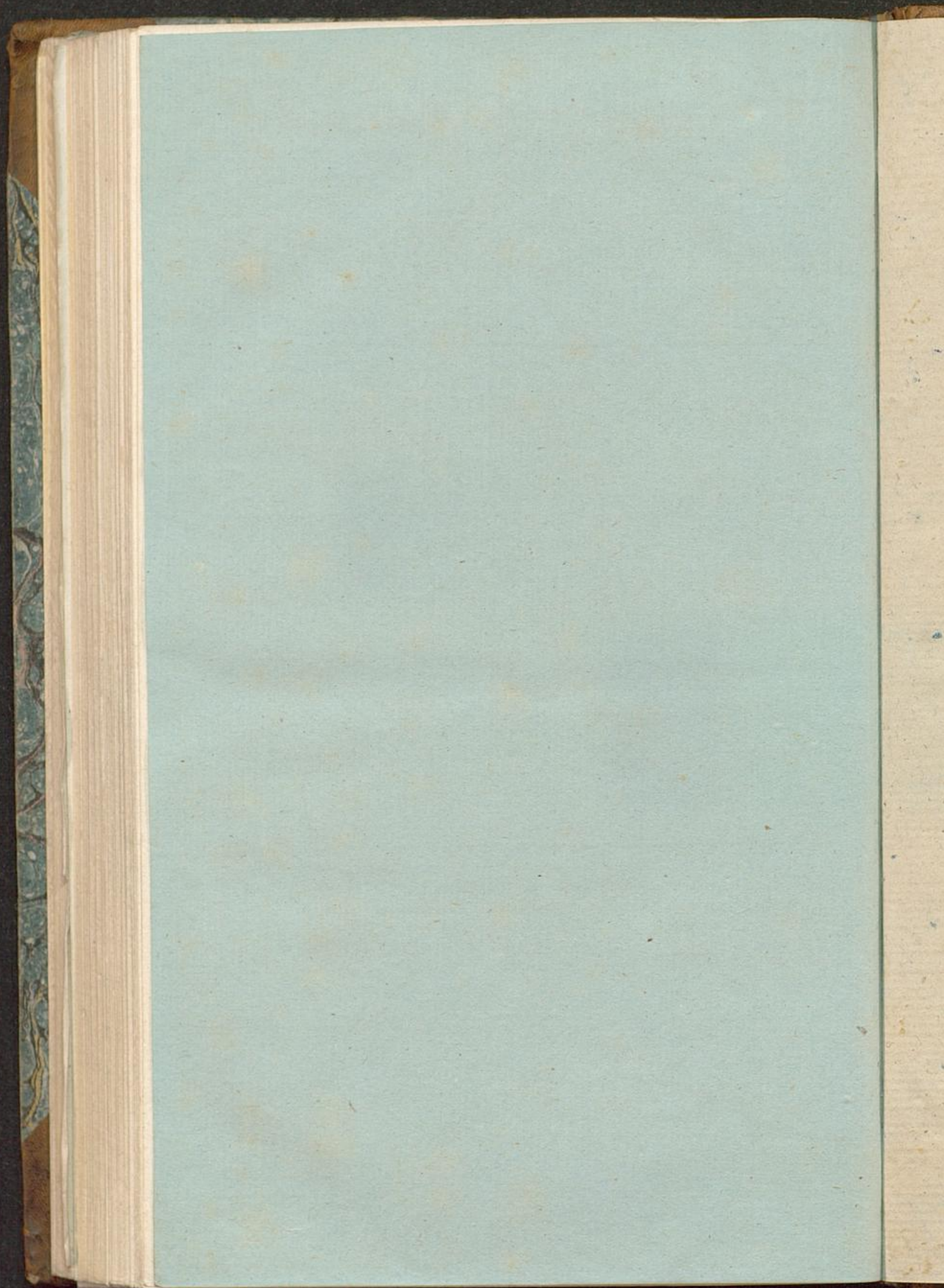
Die Darsteller der Hauptrollen gaben sich alle mögliche Mühe, den Erfolg zu sichern, gewannen aber nur einzelne Vortheile für sich selbst.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.







86

